

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Vietnam

06. April bis 28. Mai 2004

Von Reisschnaps und Languren

Ein Vietnamesisches Tagebuch

Von Kristin Raabe

Vietnam vom 06.04. – 28.05.2004



Inhalt

1. Zur Person	458
2. Vom Dschungel Hanois und den letzten verbliebenen Urwäldern	458
3. Pu Luong – was ist das?	459
4. Von Reisschnaps und Schweinezucht	461
5. Von Pilzen, Bienen und Touristen	464
6. Von Wilderern, Rangern und noch mehr Reisschnaps	468
7. Fabriken und Funkgeräte statt Schweine und Bienen?	471
8. Conservation Cowboys	474
9. Auf der Suche nach den Stumpfnasen	478
10. Fazit	481
11. Nachtrag	482

1. Zur Person

Eigentlich waren es Berichte über die Tafelberge Venezuelas in der Zeitschrift *Geo*, die in mir bereits während meiner Schulzeit den Wunsch weckten, Journalistin zu werden. Ich wollte genau wie mein großes Vorbild, der bekannte Geo-Reporter Uwe George, ferne Landschaften erkunden, um dann darüber zu schreiben. Ein Biologiestudium und einige Semester Philosophie schienen mir eine gute Vorbereitung für zukünftige Expeditionen in unbekannte Gebiete zu sein. Nach meinem Studium in Köln, Berlin und Düsseldorf blieb ich aber erst einmal in Köln, wo ich von 1997 bis 1998 für die *Ärztezeitung* schrieb. Seit 1998 arbeite ich als freie Wissenschaftsjournalistin für öffentlich-rechtliche Radio- und Fernsehsender, unter anderem für die WDR-Fernsehsendung „Quarks & Co“ und die Deutschlandfunksendungen „Forschung Aktuell“ und „Wissenschaft im Brennpunkt“. Die Tafelberge Venezuelas habe ich inzwischen auch besucht, danach aber durch Reisen nach Thailand und Malaysia meine Liebe für Südostasien entdeckt. Das Mikrofon war natürlich immer mit im Gepäck.

2. Vom Dschungel Hanois und den letzten verbliebenen Urwäldern

Darauf hat mich nichts, was ich zu Hause gelesen hatte, vorbereitet: Eine Armada von Motorrädern stürmt wild hupend auf mich zu. Und ich stehe fassungslos auf dem Zebrastreifen. Der hat hier keinerlei Bedeutung, genau wie die Ampel, die ein leuchtendes Grün anzeigt. Grün für mich und rot für die Motorradfahrer. Aber das scheint sie nicht zu interessieren. Langsam begreife ich, warum Vietnam das Land mit den meisten Verkehrstoten ist. Aber ich will nicht dazugehören. Also springe ich gerade noch einmal rechtzeitig zurück auf den Bordstein. Der Pulk der Motorradfahrer rauscht wild hupend an mir vorbei.

Viel zu viele Menschen, denke ich. Aber das wusste ich eigentlich schon vorher. In Vietnam leben genauso viele Menschen wie in Deutschland, gut 80 Millionen. Allerdings ist das Land 30.000 km² kleiner als meine Heimat, und ein beträchtlicher Teil seiner Fläche ist nicht bewohnbar. Wegen dieser unbewohnbaren Gebiete bin ich hierher gekommen. Sie beherbergen eine faszinierende Natur. In den Wäldern der unzugänglichen Karstfelsformationen leben fünf der seltensten Affenarten der Welt, das erst 1992 entdeckte Saola-Rind, der schön gezeichnete Vo Quy Fasan und mit Sicherheit vieles, was noch kein Biologe je gesehen hat.

In den Tälern und Gewässern gibt es allerdings schon lange keine unberührte Natur mehr. 80 Millionen Vietnamesen brauchen viel Reis und Fisch. Aber die Waldgebiete auf den Karstformationen könnten überleben; allerdings nur, wenn der Holzeinschlag und die illegale Jagd auf bedrohte Arten aufhören.

Bei meinen Recherchen im Vorfeld der Reise war ich überrascht, dass die Regierung Vietnams sich dieser Probleme anscheinend bewusst ist. Sie hat ein Komitee zur vernünftigen Nutzung der natürlichen Ressourcen und zum Schutz der Umwelt eingesetzt. 1985 hat dieses Komitee eine nationale Umweltschutz-Strategie vorgelegt, an deren Ausarbeitung auch die Internationale Union für Naturschutz IUCN beteiligt war. Etwas Vergleichbares kann kaum ein Land in Asien vorweisen.

Dass die Umweltschutz-Strategie Vietnams nicht nur auf dem Papier existiert, belegt ein Übereinkommen, das 1986 von Vietnam, Laos und Kambodscha unterzeichnet wurde. Darin sind Schutzmaßnahmen für das seltene Kouprey-Rind und die Wasservogelwelt im Grenzgebiet zwischen den drei Ländern festgelegt.

Ob all diese Maßnahmen tatsächlich greifen, lässt sich nur vor Ort beurteilen. Ich bin optimistisch. Durch die Entlaubungsmittel, die die Amerikaner während des Krieges auf große Waldgebiete in Zentralvietnam versprühten, und durch den armutsbedingten Raubbau an den Wäldern nach dem Krieg, haben die Vietnamesen sehr schnell lernen müssen, was es bedeutet, wenn Bäume und Tiere plötzlich verschwinden. Durch Erosion gehen dann die letzten fruchtbaren Böden verloren und der Grundwasserspiegel sinkt. Ohne Wälder ist ein lohnender Reisanbau also kaum möglich.

Die Vietnamesen haben also ein existentielles Interesse daran, die letzten verbliebenen Waldgebiete und ihre Bewohner zu schützen. Ob ihnen das gelingt, möchte ich bei meiner Reise erkunden. Dabei wird mich der Fotograf Stephan Fengler begleiten. Die einmalige Natur Vietnams lässt sich manchmal besser im Bild, als mit dem Mikrofon festhalten. Aber bevor wir uns auf den Weg in die Wildnis machen können, muss ich erst einmal den Dschungel Hanoi durchqueren.

3. Pu Luong – was ist das?

„Fahren Sie bloß nicht mit dem Bus, mieten Sie sich ein Auto!“ hatte mir Herbert Lempke geraten, der Leiter der „grünen Gruppe“ beim Deutschen Entwicklungsdienst (DED) in Hanoi. Aber das war gar nicht so einfach. Niemand wusste nämlich, wo ich hinwollte, und deswegen wollte uns erst auch mal niemand fahren. Autos werden in Vietnam nur mit Fahrer ver-

mietet. Kein Vietnameser schien das Naturschutzgebiet Pu Luong zu kennen. Schließlich entdeckt der Fotograf Stephan Fengler das Gebiet auf einer Karte, und dann endlich finden wir auch einen Fahrer.

Aber Kartenlesen ist nicht gerade eine Stärke unseres Chauffeurs, also hält er ständig an, um nach dem Weg zu fragen, und das ist jedes Mal interessant. Wir haben Gelegenheit, in aller Ruhe die grün schimmernden Reisfelder und die rechts und links der Straße aufragenden Kalksteinfelsen zu bewundern. Außerdem treffen wir bei unseren kurzen Stopps immer wieder auf freundliche, aber auf uns fremdartig wirkende Menschen. Die Großmutter zum Beispiel, die immer wieder völlig fasziniert über meine weißen Arme streichelt. Ich bin mindestens genauso hingerissen von ihren schwarz lackierten Zähnen und dem blutroten Mund. Was ich zunächst für einen knalligen Lippenstift halte, stammt eigentlich vom Kauen der Betelnüsse, die vor allem ältere Frauen immer in einem Beutel an ihrem Gürtel mit sich herumtragen. Die Droge hält wach, dämpft den Hunger und macht abhängig. Außerdem verursacht Sie Mundhöhlenkrebs. Das alles erfahre ich allerdings erst im späteren Verlauf meiner Reise. Mit diesem Wissen gefallen mir dann die roten Lippen der alten Frauen nicht mehr so gut, wie bei meiner ersten Begegnung mit der Großmutter.

Als die alte Dame endlich von meinen weißen Armen lassen kann, gibt sie uns noch einige hilfreiche Hinweise, dank derer wir tatsächlich in Ba Thuoc ankommen. Drei Stunden von der Provinzhauptstadt Thanh Hoa entfernt befindet sich dort die Forstbehörde, die das Naturschutzgebiet Pu Luong verwaltet. Es gehört zur selben Karstfelsformation wie der berühmte Cuc Phuong Nationalpark, den Ho Chi Minh noch selbst eröffnet hat. Erst kürzlich haben Expeditionen bewiesen, dass die Wälder in Pu Luong mindestens so viele seltene Tierarten beherbergen, wie der Cuc Phuong-Park. Beispielsweise haben Biologen in den Höhlensystemen von Pu Luong eine Fischart entdeckt, die bis dahin ausschließlich in den unterirdischen Gewässern der Höhlen von Cuc Phuong gefunden worden war.

Aber neben seltenen Fischen, Fledermäusen und Languren, den wunderschönen Schlankaffen Asiens, leben in Pu Luong auch 25.000 Menschen. Und sie bedrohen die letzten noch halbwegs intakten Primärwälder Pu Luongs. Denn die Landbevölkerung ist abhängig von den Fleisch- und Holzressourcen in den Waldgebieten. Aber es gibt eine Alternative zum Raubbau an den Wäldern, und die heißt Gabriele Prinz. Die deutsche Entwicklungshelferin vermittelt den Dorfbewohnern im Naturschutzgebiet neue landwirtschaftliche Methoden. Und dabei möchte ich sie eine Weile begleiten.

4. Von Reisschnaps und Schweinezucht

„Ga – Bieh, Ga – Bieh“ – der Ruf kommt ihr immer entgegen, wenn Gabriele Prinz nach stundenlangem Fußmarsch endlich ein Dorf in ihrem Gebiet erreicht. Kein Telefon, keine Email, kein Fax hat ihre Ankunft angekündigt. Aber das ist hier egal. Hauptsache: Ga-Bieeh ist da. Denn meistens hat sie etwas mitgebracht. Keine greifbaren Geschenke zwar, aber Projekte, die das Leben der Dorfbewohner entscheidend verbessern sollen.

Mit den Gaben ist stets eine Bedingung verknüpft: Die Bauern dürfen nicht mehr im Naturschutzgebiet jagen, kein Holz mehr schlagen und die Hänge nicht mehr roden, um dort Maniok anzupflanzen. Wenn sie die Bedingungen akzeptieren, bekommen sie ein Projekt von der deutschen Entwicklungshelferin, beispielsweise eine Schweinerasse, die viel schneller wächst und schon nach sechs Monaten Mastzeit geschlachtet werden kann. Allerdings nur, wenn die Schweine auch fachgerecht untergebracht sind und entsprechend gutes Futter erhalten.

Das nötige Fachwissen in Sachen Schweinezucht wollen Gabriele Prinz und ein vietnamesischer Experte den Bewohnern des Dorfes Thanh Cong vermitteln. Alle Dorfbewohner gehören zur Minderheit der Muong. Sie leben in traditionellen Stelzenhäusern, tragen ihre eigene Tracht und sprechen untereinander ihre eigene Sprache.

Hinter uns liegt nun schon eine halbe Tagesreise, die wir im Jeep, auf einer Fähre und nicht zuletzt auf dem wichtigsten Verkehrsmittel Vietnams verbracht haben: dem Xeom. Ein Xeom ist ein Motorradtaxi. Mit dem Auto oder dem Jeep sind die meisten Straßen hier nicht zu bewältigen. Aber die allgegenwärtige Honda Dream schafft das. Die letzten 1 ½ Stunden mussten wir allerdings laufen, weil hier sogar die Honda Dream versagt hätte.

Die Landschaft, die wir dabei durchqueren, ist atemberaubend. Sie macht aber auch deutlich, was das Problem dieses Naturschutzgebietes ist. Rechts und links unserer schmalen Wege erstreckt sich die grün leuchtende Symmetrie der Reisfelder. Dazwischen ragen immer wieder schroffe Felsen auf, als wollten sie mit ihrer Wildheit die Ruhe der Reisfelder zerstören, die praktisch jeden Quadratmeter bis zum Fuß der Felsen bedecken. Auf den grün bewachsenen Hängen dieser Karstfelsformationen zeigen sich immer wieder rotbraune Wunden. Es sind gerodete Flächen, auf denen zwei bis drei Jahre lang Maniok angebaut wurde, solange bis sämtlicher Humus weggespült war. „Manchmal werden über diese Flächen Holzstämme ins Tal gerollt. Danach hat auf diesem Boden keine noch so anspruchslose Pflanze eine Chance“, berichtet die Landwirtschaftsexpertin, die wir – genau wie alle anderen – Gaby nennen dürfen.

Als wir endlich im Stelzenhaus des Dorfvorstehers ankommen, bin ich beeindruckt von der schlichten Architektur des Hauses. Die Stelzen sind so hoch, dass selbst hoch gewachsene Europäer bequem darunter herlaufen können. Die geschützte Fläche darunter dient zur Lagerung von allerlei einfachen landwirtschaftlichen Gerätschaften. Aber auch Wasserbüffel und Kühe finden hier einen Unterschlupf. Eine stabile Treppe führt zu einer Art überdachter Veranda, auf der ein Webstuhl steht. Auf ihm weben die Frauen des Hauses die traditionellen Schals, die sie sich um Brust und Taille binden. Im Inneren des Hauses beeindruckt vor allem der mächtige Dachstuhl. Auf einem Zwischenboden lagert der Reis für das gesamte Jahr. Der Boden besteht aus schlichten Bambuslamellen. Das ist sehr hygienisch, denn Staub und Krümel fallen durch die Zwischenräume einfach hindurch. Als einziges Möbel fällt eine geschnitzte Truhe auf. In ihr wurde wahrscheinlich die Aussteuer der Ehefrau des Hausbesitzers aufbewahrt. Die Bewohner essen und schlafen auf einfachen Matten, die auf dem Boden ausgebreitet werden. Einen starken Kontrast zur schlichten Ausstattung des Hauses bilden die vielen bunten Kalender, die überall an den Wänden und Balken hängen. Meistens zeigen sie Fotos oder kunstvolle Zeichnungen von protzigen Villen. Davor parkt meist eine Luxuskarosse, über deren Kühlerhaube sich laszive eine spärlich bekleidete Asiatin räkelt. Die Welt, die die bunten Darstellungen auf den Kalendern zeigen, ist für fast jeden Vietnamesen unerreichbar, auch für unseren freundlichen Gastgeber, den Dorfvorsteher Herrn Thao.

Ich bin erschöpft von der langen Reise und den vielen neuen Eindrücken. Am liebsten würde ich ein großes Glas kaltes Wasser trinken und mich dann hinlegen. Gaby und unserem Fotografen Stephan geht es bestimmt nicht anders. Aber Herr Thao hat etwas anderes mit uns vor. Er holt die Schnapsflasche heraus, und wir müssen erst einmal mit ihm anstoßen. Eine Ablehnung kommt nicht in Frage. „Trau nur dem, der mit Dir trinkt. Das ist eine wichtige Regel bei den Minderheiten“, erzählt mir Gaby. Uns sollen sie trauen, und deswegen kippen wir tapfer das scharfe Gebräu hinunter. Bei einem Glas bleibt es nicht. Immer wieder schenkt uns Herr Thao nach. Seine Frau Ngan Chi Khanh ist auch ganz schön trinkfest. Zu Hause in Deutschland trinkt Gaby noch nicht einmal ein Bier, geschweige denn härtere Sachen, wie diesen Reisschnaps.

Als endlich das Essen kommt, sind alle schon völlig besoffen. Ein Verwandter von Herrn Thao hat es zubereitet. Bei den Muong- und Thai-Minderheiten kochen immer die Männer. Ihre Küche ist wegen der beschränkten Mittel nicht besonders abwechslungsreich. Weil wir zu Gast sind, haben sie ein Huhn gerupft, gekocht und hinterher mit der Machete in Stücke gehackt. Dazu gibt es gekochten Wasserspinaat, bitteren Bambus

und natürlich Reis. Ein paar Schweine könnten wirklich für Abwechslung auf dem Speiseplan sorgen. Hoffentlich hat Gaby Erfolg mit ihrem Projekt. Aber das startet erst am nächsten Morgen.

In der Nacht wache ich plötzlich von einem lauten Donner auf. Ein mächtiges Gewitter demonstriert, wie stabil die Stelzenhäuser sind. Kein Tropfen Wasser durchdringt das mit Fächerpalmbllättern gedeckte Dach. Und wenn die Fensterläden geschlossen sind, kommt auch kein Wind herein. Diese seit Jahrhunderten bewährte Bauweise bietet Schutz vor Unwettern und glühender Hitze. Tagsüber ist es innen überraschend kühl und schattig.

Am Morgen nach der Gewitternacht brennt die Sonne auf uns herab. Das ist gut, denn der Regen hat die Wege im Dorf in gefährliche Schlammrutschen verwandelt. Vielleicht ist das der Grund, warum viele Bauern, die weiter weg wohnen, nicht ins Versammlungshaus gekommen sind. Der Dorfvorsteher Thao ist verärgert. Er schimpft erst einmal mit allen Anwesenden, und dann ermahnt er sie noch, nicht mehr in den Wald zu gehen. Die wichtigste Botschaft des Projektes ist hier anscheinend angekommen. Gaby ist begeistert. Das legt sich, als Herr Hien übernimmt. Er soll den Bauern die Schweinezucht erklären. Und das tut er mit vielen Gesten, einer melodiosen kräftigen Stimme und einigen hastig hingekritzelt Schaubildern. Ohne ein Wort zu verstehen, habe ich den Eindruck, dass Herr Hien wirklich weiß, wie er die Leute hier begeistern kann. Aber Gaby ist mit den Inhalten seines Vortrags nicht ganz einverstanden: „Bei dem geht es immer nur um die Ställe. Dabei ist die Ernährung viel wichtiger.“ Couragiert mischt sie sich schließlich ein.

Erst seit einem Jahr lernt sie intensiv Vietnamesisch und jetzt versucht sie mit ihrem beschränkten Vokabular, den Menschen zu erklären, was Eiweiße und Kohlenhydrate sind, und dass Schweine beides brauchen. Ich bewundere Gaby, und die Dorfbewohner anscheinend auch. Bei einem Rundgang durchs Dorf zeigen sie ihr, welche Erfahrungen sie bereits mit der Schweinezucht gemacht haben. Gabys Urteil fällt mal mehr, mal weniger wohlwollend aus. Sie ist begeistert von den eiweißreichen Futterpflanzen, die ein Bauer angebaut hat. Entsetzen packt sie, als sie zwei Ferkel mit einer Hautkrankheit sieht. „Zuviel Sonne und zuwenig gutes Futter“, vermutet sie. Für Herrn Hien ist das ein Anlass, noch mal auf die Ställe hinzuweisen. Jede Seite soll gegen Sonnenlicht geschützt sein. „Die Mängel bei einem schlechten Stall aufzuzählen, ist einfach, eine mangelhafte Fütterung aufzudecken, ist schon schwieriger. Wenn ein Tier nicht gut aussieht, dann kann es auch daran liegen, dass es vielleicht Würmer hat oder sonst irgendwie krank ist. Das muss also nicht unbedingt am Futter liegen.“ Gaby wird ungeduldig, weil Herr Hien immer noch nichts über eine gute Schweinefütterung erzählt hat.

„Dabei kann bei guter Fütterung ein Schwein auch in einem schlechten Stall gut wachsen.“ Das Schweineprojekt macht Gaby Sorgen.

Am Nachmittag geht der Unterricht weiter, und ich mache mit dem Fotografen Stephan Fengler einen Ausflug in den Wald, der direkt hinter dem Dorf beginnt. Wir kämpfen uns auf einem schmalen Weg die Felsen hinauf. Dabei sind wir ständig umgeben von Malariamücken.

Das alles nehme ich nur auf mich, weil ich unbedingt die Pandalanguren sehen möchte, die hier leben sollen. Der Pandalangur zählt zu den seltensten Affen der Welt. Es leben nur noch knapp 300 dieser schönen, schwarz-weiß gezeichneten Affen. Eine Gruppe von 50 Pandalanguren hat eine Expedition erst Anfang 2004 in Pu Luong entdeckt. Nach nur einer Stunde muss ich völlig erschöpft und dehydriert umkehren. Stephan geht noch weiter. Als er zwei Stunden später ebenfalls zurückkehrt, hat er zwar etliche Fotos von schönen Orchideen und alten Bäumen gemacht, aber auch noch keinen Pandalangur gesichtet. Wahrscheinlich sind die Tiere viel zu scheu. Schließlich kennen sie Menschen nur als Jäger, die sie erschießen wollen. Aber wer weiß, vielleicht hört das ja auf, wenn die Menschen von Thanh Cong Erfolg mit der Schweinezucht haben.

5. Von Pilzen, Bienen und Touristen

Es regnet in Strömen – und das schon seit zwei Tagen. Wir kommen einfach nicht weg aus Ba Thuoc. Wenn es regnet, sind die Wege verschlammte, und kein Xeom kommt dort hindurch. Ohne die wendigen Motorradtaxi lässt sich praktisch kein Dorf in Gabys Revier erreichen. Also bleibt uns nichts anderes übrig, als zu warten bis sich das Wetter bessert. Da ergibt sich dann doch noch eine Möglichkeit: Wir begleiten Gaby zu einem Dorf, das ganz in der Nähe liegt. Eine viertel Stunde Fahrt mit dem Jeep, und wir sind da. Der Vorsitzende der örtlichen Jugendorganisation der Partei empfängt uns. Ihn interessiert im Moment nur ein Thema: Pilze. Für sie hat er extra eine Hütte gebaut. An der Decke hat er in Plastiktüten verpackte Ballen von Reisstroh befestigt. Aus den angeritzten Tüten wachsen weiße Pilze. „Die sind hier eine Delikatesse und können teuer auf dem Markt verkauft werden“, erzählt uns Gaby. Der Vorsitzende der Jugendorganisation jedenfalls berichtet von einem ordentlichen Gewinn.

Sein Wissen hat er bereits an andere Dorfbewohner weitergegeben, die jetzt auch mit einer Pilzzucht begonnen haben. Gaby ärgert sich, wenn immer nur die Dorfvorsteher oder ihre Verwandten die Projekte bekommen. „Das sind ohnehin schon die Reichsten im Dorf, oft aber auch die Fitesten, und das ist schließlich auch wichtig, wenn ein Projekt laufen soll.“ Die Pilze

jedenfalls sind ein voller Erfolg, und sie schmecken recht gut, wie wir beim Abendessen in Ba Thuoc feststellen.

Am nächsten Morgen hat der Regen endlich aufgehört, und wir machen uns auf zu einer mehrtägigen Reise. Nach einem halbschweren Ritt mit den Xeoms über die immer noch verschlammten Wege gelangen wir schließlich in ein Dorf, in dem Gaby uns ihr Bienenprojekt vorstellen möchte.

Einige Dorfbewohner haben bei einem Kurs in Hanoi die Imkerei erlernt. Ihre Bienenvölker liefern einen ausgesprochen wohlschmeckenden Honig. Allerdings sind die vietnamesischen Bienen um einiges aggressiver als ihre europäischen Verwandten. Etliche der Dorfbewohner haben geschwollenen Augen von den Bienenstichen. Deswegen ist es auch nicht verwunderlich, dass erst mal niemand bereit ist, uns die Bienen vorzuführen. Schließlich findet sich doch noch eine mutige Frau, die den Deckel des Bienenstocks öffnet. Die Kiste mit den Waben ist auf Holzfüßen befestigt, die in mit Wasser gefüllten Reisschälchen stehen. Das soll die Termiten abhalten. Wir sehen zu, wie eine Wabe herausgenommen wird und in die Schleudertrommel kommt. Anschließend wird der Honig in eine Flasche gefüllt. „Dafür bekommen sie auf dem Markt schon mal 50.000 Dong. Das sind ungefähr 2,50 Euro. Damit die Bienen einen guten Honig liefern, müssen die Bauern Brachflächen erhalten, auf denen sie sonst vielleicht Maniok anpflanzen würden. Nur wenn sie die Natur schützen, machen sie mit den Bienen auch einen guten Gewinn“, erklärt mir Gaby. Beim Bienenprojekt ist der Naturschutz also quasi integriert. Wir verlassen das Dorf, und seine Bewohner schauen uns lächelnd, mit geschwollenen Augen hinterher.

Gaby hat mir versprochen, dass ich nun endlich das schönste Dorf von Pu Luong sehen darf. Dorthin sollen demnächst auch Touristen reisen. Die deutsche Entwicklungshelferin plant ein Ökotourismusprojekt. „Wenn die Menschen merken, wie begeistert die Ausländer von der Natur hier sind, dann haben sie eher ein Interesse sie auch zu erhalten.“ Das Konzept könnte tatsächlich funktionieren. Schließlich gibt es dafür in Südamerika schon einige positive Beispiele.

Aber bevor die Touristen kommen, muss Gaby noch einige Probleme bewältigen: Das erste Stelzenhaus, das in Zukunft einmal Ökotouristen beherbergen soll, liegt an einer kleinen Straße. Seine Bewohner tragen westliche Kleidung und haben sogar Möbel. Eine Bank, einen Tisch und sogar ein Bett. Das habe ich bisher in keinem Stelzenhaus gesehen. Seit kurzem gibt es auch eine primitive Dusche und eine Toilette; alles in einem separaten Haus aus Stein – extra für die Touristen. Ich bewundere den schönen sonnengelben Anstrich und überhaupt die gute Ausführung des Baus. „Von wegen“ meint Gaby und stellt sich in den Eingang des Toilettenhäuschens: „Guck Dir das mal an!“ Mit ihren 1,75 m stößt Gaby auch mit eingeknickten Beinen mit

dem Kopf an die Decke des Eingangs. Die Vietnamesen haben beim Bau eben nicht berücksichtigt, dass der durchschnittliche Europäer, Amerikaner und Australier um einiges größer sind als sie.

Nach einem kurzen Tee geht es auf Xeoms weiter nach Koh Muong, dem angeblich schönsten Dorf der Gegend. Gaby schwärmt schon jetzt von Herrn Nec, bei dem wir übernachten werden. Ich bin gespannt. Allerdings verzögert sich unsere Ankunft, da wir bei unserer Wanderung auf dem letzten Stück des Weges ständig auf unseren Fotografen warten müssen. Immer wieder stößt er auf eine Landschaft, die unbedingt festgehalten werden muss. Besonders schöne Ansichten müssen mit der Hasselblad-Mittelformatkamera aufgenommen werden. Und das dauert irgendwie länger als mit Kleinbild: Mehrere Kameras und Objektive, etliche Filmrollen – alles in allem gut 20 Kilo. Ich verstehe nicht, wie er das die ganze Zeit mit sich herumschleppen kann.

Nach zwei Stunden blicken wir endlich auf das Dorf Kho Muong. Es erstreckt sich über zwei Talkessel, durch deren Mitte ein Fluss fließt. Die Reisfelder leuchten beinahe in einem Neon grün. Die hohen Berge rund um die beiden Täler sind dicht bewaldet.

Als wir endlich am Haus von Herrn Nec ankommen, ist es schon ziemlich spät. Natürlich müssen wir zuerst die üblichen vier bis sechs Gläser Reisschnaps hinunterspülen. Der Hausherr ist wirklich sehr nett, aber auch ein wenig unvorbereitet. Er hat nicht viel zu Essen im Haus. Kein Problem, wir haben das gekochte Huhn sowieso schon über. Gemüse und Reis – das reicht uns. Herr Nec serviert Schnecken, zähe eklige Schnecken. Gaby isst aus Höflichkeit ein paar. Stephan schafft immerhin zwei. Ich kriege beim besten Willen nicht eine einzige hinunter.

Herr Nec ist ziemlich besorgt, was die Touristen angeht, als er sieht, wie schwer wir uns mit seinem Essen tun. Er hat bereits an einer Schulung teilgenommen, bei der alle potentiellen Gastgeber probekochen mussten. Gaby macht sich keine Sorgen wegen seiner Kochkünste. Sie plant schon die nächste Stufe des Ökotourismusprojektes: „Vielleicht könnten wir hier einen Kerosinkühlschrank hinstellen, nur für Coca Cola. Die könnten dann die ärmeren Familien an die Touristen verkaufen. Für eine Dose könnte man dann schon mal 20.000 Dong verlangen.“ Gemeinsam fantasieren wir von den Unsummen, die die Touristen nach Kho Muong bringen werden. Gaby trinkt nur Cola. Wasser gibt es bei ihr nicht. Sie würde in Kho Muong jeden Preis für eine kalte Cola bezahlen. 20.000 Dong entsprechen ungefähr 1 Euro. Das ist mehr als das doppelte, was eine Cola in Hanoi kosten würde. Aber schließlich ist es ein ziemlich langer Fußmarsch vom nächsten Colahändler bis in das Dorf Kho Muong. Und der Kerosin-Kühlschrank will

auch irgendwie betrieben werden. Also sind 20.000 Dong für eine kalte Cola absolut gerechtfertigt.

Am nächsten Morgen führt uns Herr Nec zur Höhle von Kho Muong. Er trägt ein T-Shirt mit der Aufschrift „Intelligent Cinderella“. Eindeutig ein Mädchen-T-Shirt. Aber das weiß Herr Nec sicherlich nicht, schließlich spricht er kein Englisch. Als Übersetzer begleitet uns Chuyen, einer der Forstbeamten von Ba Thuoc. Herr Nec ist ein fantastischer Führer. Freundlich weist er uns auf jeden möglichen Stolperstein hin. Nach einer dreiviertel Stunde haben wir endlich den Eingang der Höhle erreicht. Von dort müssen wir einen Abhang mit Felsen und Geröll herunterklettern. Unten angekommen bietet sich uns ein beeindruckender Anblick. Stalagmiten ragen von der Decke herunter, und die moosbewachsenen Felsen vor dem Eingang leuchten grün zu uns herab. Es herrscht eine andächtige Stille. Aber Chuyen sieht die Muong Höhle in einem ganz anderen Licht: „A perfect place for Badminton – no Wind.“ Badminton ist der Nationalsport der Vietnamesen. Jede Forstbehörde, und sei sie auch noch so abgelegen, hat ihren eigenen Badmintonplatz. Aber Badminton in der Muong-Höhle – das kommt mir beinahe vor wie ein Sakrileg.

Plötzlich fällt mir auf, dass es gar nicht so still ist. Eine Art unterschwelliges hohes Zwitschern ist ständig zu hören. Ich schaue an die Decke und sehe Fledermäuse umherflattern. Diese nachtaktiven Säuger sind typisch für die Karstformationen. In den Felsen gibt es viele Höhlen, und die sind ein idealer Lebensraum für Fledermäuse. Hier leben einige seltene Arten, die nur in zwei bis drei Höhlen vorkommen und nirgendwo sonst.

Früher, erzählt Herr Nec, hätten die Menschen einmal im Jahr Gerüste gebaut und die Fledermäuse zu hunderten gefangen und gegessen. Heute mache das niemand mehr. „Es macht keinen Sinn, Tiere nur wegen einer Tradition zu töten.“

Ich sage Herrn Nec, wie wunderschön sein Dorf sei, dass es überhaupt das schönste Dorf sei, das ich jemals in Vietnam gesehen habe. Und dass die Touristen alle begeistert sein werden – von der Höhle, von ihm und überhaupt von allem. „Wirklich, für uns ist das hier alles ganz normal“, Herr Nec glaubt mir irgendwie nicht. Er befürchtet, die Touristen werden mit seinem Essen nicht zufrieden sein. Diese Furcht kann ich ihm kaum nehmen. Aber zum Abschied gibt es die in Asien allgegenwärtige Instant-Nudelsuppe und das ist nun wirklich das leckerste, was ich jemals in einem Dorf im Naturschutzgebiet Pu Luong gegessen habe.

6. Von Wilderern, Rangern und noch mehr Reisschnaps

Bevor wir nach Ba Thuoc zurückfahren, machen wir noch einen kleinen Abstecher zu einer der kleineren Forststationen. Sie liegt mitten im Naturschutzgebiet, abseits von jeder Ortschaft. Die dort stationierten Ranger sind begeistert, als wir dort ankommen. Gaby will mir hier einen „wichtigen“ Menschen vorstellen. Der Leiter der Forststation hat eine Geschichte zu erzählen. Er spricht sehr leise, und reagiert zunächst nur zögerlich auf die Zwischenfragen, die Gaby und Chuyen ihm stellen: „Wir waren im Wald unterwegs, als wir Wilderer entdeckten. Sie hatten einen Lockvogel dabei, der andere Vögel anlocken sollte, die sie dann verkaufen wollten. Es gelang uns einen Wilderer zu überwältigen und den Lockvogel zu konfiszieren. Er ist sehr wertvoll, man bekommt 1,5 Millionen Dong (ca. 85 Euro) für so einen gut abgerichteten Vogel. Aber den Wilderer mussten wir schließlich laufen lassen. Wir können nicht wie die Polizei einfach jemanden gefangen nehmen. Diese Befugnisse haben wir leider nicht. Erst wenn formal Anklage erhoben worden ist, wird ein Wilderer auch festgesetzt. Aber dieser Wilderer war wütend auf uns, weil wir seinen Lockvogel hatten. Er kam nachts zu unserer Forststation und klaute unsere Wäsche, einige T-Shirts und Hosen. Wir sollten unsere Kleidung erst dann wiederbekommen, wenn wir ihm seinen Lockvogel wiedergeben. Aber ich weigerte mich. Da wurde er so wütend, dass er mit dem Messer auf mich losging.“

Der mutige Forstbeamte hat mehrere Wochen im Krankenhaus gelegen. Die Wunde an seinem Bein hat eine tiefe Narbe hinterlassen. Sie ist inzwischen gut verheilt. Die psychischen Verletzungen, die er durch den Schock erlitten hat, sind nicht so gut versorgt worden. „Ich habe den Eindruck, dass dadurch irgendetwas in ihm zerbrochen ist. Er wird jetzt wahrscheinlich nicht mehr so energisch gegen die Wilderer vorgehen“, vermutet Gaby.

Auch ohne gewalttätige Wilderer haben die Kiem lam, so heißen die Forstbeamten in Vietnam, keinen leichten Job. Viele Forststationen und Forstbehörden liegen abseits von bewohnten Gebieten. Die Beamten sehen ihre Familien nicht einmal jedes Wochenende, und zu alledem ist die Bezahlung miserabel. Weniger als 100 Euro im Monat.

Als wir nach ein paar Tagen von unserem Aufenthalt bei der kleinen Forststation endlich wieder dort ankommen, werden wir mit großem Hallo empfangen. Zurzeit findet ein so genanntes „Awareness-Programm“ statt. Forstbeamte aus den verschiedenen Forststationen sind zu einer Fortbildung angereist. Trinh Le Nghuyen ist einer der Referenten. Er arbeitet für ENV, das bedeutet „Education for Nature“. Er will den Forstbeamten beibringen, wie sie in den Dörfern ihres Reviers ein Bewusstsein für Naturschutz schaffen können. Keine leichte Aufgabe, aber Trinh ist mit viel Engagement

bei der Sache, und ich werde auch gleich mit eingespannt. Ich soll einen Vortrag darüber halten, was Journalisten von den Forstbeamten erwarten. In 10 Minuten geht es los. Darauf bin ich nicht vorbereitet. Es ist auch nicht besonders hilfreich, dass die meisten Forstbeamten überhaupt kein Englisch sprechen. Am Ende soll ich trotzdem noch ein Interview mit ihnen führen, um zu überprüfen, ob sie sich auch an meine Vorgaben halten. Ich hatte ihnen gesagt, dass Journalisten sich für Geschichten interessieren und dass allgemeine Statements und Statistiken dagegen weniger interessant sind. Als ich sie frage, was das Besondere an ihrer Forststation ist und was sie dort erlebt haben, hören sich ihre Antworten allerdings trotzdem so an, als wären es artig aufgesagte Slogans der Partei.

Immerhin habe ich danach die Gelegenheit, mit Dr. Nguyen Xuan Dang zu sprechen. Der Zoologe hat ein Buch verfasst, in dem sämtliche bedrohte Tierarten Vietnams aufgeführt sind. Die Forstbeamten können dann diese Tiere anhand der beschriebenen Merkmale leichter identifizieren. „Das Besondere an der Natur Vietnams ist ihre Vielfalt“, erzählt Dr. Dang. „Das liegt an unserer Landschaft. Felsige Berge, große Gewässer und Täler wechseln sich ab. Dadurch entstehen von der Umgebung isolierte Lebensräume, in denen sich die Tiere völlig unabhängig von der Außenwelt entwickeln können. Deswegen gibt es in Vietnam auch so viele Tierarten, die nur an ein oder zwei Orten vorkommen.“ Zum Bedauern von Dr. Dang fehlt in Vietnam oft das Geld, um die heimische Natur zu erforschen.

Einer, der schon viele Expeditionen in Vietnam organisiert hat, ist Neil Furley. Der Ire arbeitet für FFI, Flora & Fauna International, eine britische Naturschutzorganisation. FFI leitet das Naturschutzprojekt Pu Luong, dessen Aktivitäten zentral von der Forstbehörde in Ba Thuoc gesteuert werden. Lediglich Gabys Stelle wird vom Deutschen Entwicklungsdienst finanziert. Sie arbeitet aber eng mit Neil Furley und den anderen FFI-Mitarbeitern in Ba Thuoc zusammen. Gemeinsam mit den Rangern hat der irische Biologe eine Reihe von so genannten „Camera Trappings“ organisiert. Überall im Naturschutzgebiet stehen Kamerafallen, die durch ein vorbeilaufendes Tier ausgelöst werden. Auf den nur selten scharfen Bildern sind etliche erschrocken dreinblickende Tiere mit in der Dunkelheit leuchtenden Augen zu sehen. Die wohl faszinierendsten Tiere auf den Bildern sind der Nebelparder und der asiatische Schwarzbär oder auch Kragenbär.

Der Nebelparder misst ohne Schwanz einen Meter Körperlänge. Diese Raubkatze ist ein ausgezeichneter Kletterer und wird von den Asiaten auch als „Astleopard“ bezeichnet. Der Nebelparder gilt in China und Thailand als Delikatesse und wird vermutlich auch in Vietnam stark bejagt.

Mindestens ebenso bedroht ist der Kragenbär, der seinen Namen von einem auffälligen Pelzkragen um seinen Hals hat. Manchmal ist dieser

Pelzkragen auch weiß und hebt sich deutlich vom restlichen dunkelbraunen Fell ab. Kragenbären ernähren sich hauptsächlich von Pflanzen und Insekten. Die chinesische Medizin schreibt ihrer Gallenflüssigkeit alle möglichen wundersamen Wirkungen zu. Deswegen werden Kragenbären überall in Asien eingefangen und in enge Käfige gezwängt. Dort wird ihnen ständig Gallenflüssigkeit abgesaugt, bis sie schließlich elendig verenden. Glücklicherweise ist in Pu Luong der illegale Tierhandel nicht sehr verbreitet, so dass die Kragenbären eine Chance haben, hier zu überleben. Die Kiem Lam von Ba Thuoc jedenfalls sind alle so stolz darauf, in ihrem Revier echte Kragenbären zu beherbergen, dass sie garantiert alles tun werden, um die bedrohte Art zu retten. Das gelingt ihnen sicherlich nur, wenn sie auch die Dorfbewohner in der Pufferzone und der Kernzone des Naturschutzgebietes Pu Luong überzeugen können.

In einem Stelzenhaus, das mit Motorrädern schon in einer halben Stunde zu erreichen ist, sollen die Kiem Lam zeigen, was sie während der Fortbildung gelernt haben. Gaby, unser Fotograf Stephan Fengler und ich sind auch herzlich eingeladen. Leider kommen die Kiem Lam erst mal nicht dazu, den Dorfbewohnern, den Naturschutz näher zu bringen. Die Vorträge der Kiem Lam enden oft in lautem Lachen. Erst als einer der Beamten ein Lied über den Wald anstimmt wird es ruhiger. Aber dann geht auch schon die Sauferei los. In der Mitte des Raumes steht ein riesiger Krug. Er ist gefüllt mit Maniok, und Reisschnaps ist auch dabei. Mit einer Kelle gießt ein Junge ständig Wasser über die gärende Masse. Riesige Bambushalme stecken in der hochprozentigen Füllung des Kruges. Mindestens sechs Leute können gleichzeitig daraus trinken. Die Dorfbewohner und alle Kiem Lam trinken nacheinander das höllische Gebräu, und bei jeder Runde muss ein Weißer dabei sein. Dadurch kommen Gaby, Stephan und ich öfter zum Zug als alle anderen. Zum Glück sieht keiner, ob wir tatsächlich etwas durch die Bambushalme hochsaugen.

Allmählich wird die Stimmung zwischen Kiem Lam und Dorfbewohnern immer besser – auch wenn von Naturschutz nicht mehr die Rede ist. Die Frauen führen schließlich, gekleidet in die traditionellen Trachten der Thai, einen Fächertanz auf. Danach wird gesungen. Auch wir bekommen das Mikrofon gereicht. Unser Fotograf stimmt die Internationale an, die niemand hier zu kennen scheint. Gaby singt „Ich wollt, ich wär’ ein Huhn“. Und am Ende geben wir alle drei noch „Bruder Jakob“ zum Besten, wobei ich allerdings meinen Einsatz verpasse. Wie wir an diesem Abend nach Hause gekommen sind, weiß ich nicht mehr.

7. Fabriken und Funkgeräte statt Schweine und Bienen?

Auf diese Begegnung habe ich mich schon in Deutschland gefreut. Ich treffe Tilo Nadler, den berühmtesten und vielleicht erfolgreichsten Tierschützer in Vietnam. Er empfängt mich in zerschlissenen Shorts und löchrigem T-Shirt. Mit seinem wettergegerbten Gesicht und seinem Dreitagebart sieht Tilo Nadler genau so aus, wie ich mir einen Abenteurer vorstelle, der im Dschungel Asiens bedrohte Tiere verteidigt. In seinem „endangered Primate Rescue Center“ (frei übersetzt „Rettungszentrum für bedrohte Primaten“) im Cuc Phuong Nationalpark beherbergt er die seltensten Affen der Welt. Die meisten von ihnen wurden schon als Jungtiere gefangen und verkauft. Irgendwann haben Forstbeamte sie dann entdeckt und konfisziert. In Tilo Naders Rettungszentrum haben diese geschundenen und misshandelten Tiere schließlich eine Zuflucht gefunden.

Endlich kann ich auch den Pandalangur bewundern – und zwar nicht nur in den Käfigen. Der deutsche Tierschützer und seine Mitarbeiter haben einen Hügel im Nationalpark komplett abgesperrt. Das Gebiet ist groß genug, um eine Gruppe von Pandalanguren zu ernähren. Vom Zaun aus, kann ich die Tiere tatsächlich dabei beobachten, wie sie in den Bäumen sitzen und gemütlich ihre Blätter fressen. Languren ernähren sich ausschließlich von Blättern. Das macht ihre Haltung außerhalb der Waldgebiete Asiens so schwer.

Tilo Nadler weiß wahrscheinlich mehr über Languren als jeder andere. Die Affen fühlen sich in seinem Rettungszentrum so wohl, dass sie ständig Nachwuchs haben. In den geräumigen und abwechslungsreich eingerichteten Käfigen lassen sich Affen bewundern, die es sonst nirgendwo gibt. Darunter sind auch die seltensten Languren Vietnams: Die Cat-Ba-Languren oder Goldkopflanguren. Sie leben ausschließlich auf der Insel Cat Ba in der Halong-Bucht.

Tilo Nadler träumt davon, seine seltenen Affen irgendwann einmal wieder in die Wildnis entlassen zu können. Genau deswegen hat er auch das riesige Freigehege für die Pandalanguren geschaffen. Hier sollen die Tiere lernen, wie sie in der freien Wildbahn an Nahrung kommen. Im mehrere Hektar großen Freigehegen wachsen genug Futterbäume für die Languren. Sie brauchen also kein zusätzliches Futter. Aber bevor irgendein Affe in die freie Wildbahn entlassen wird, muss das entsprechende Gebiet vor Wilderern sicher sein. Wie man mit denen umgeht, weiß der Tierschützer: „Als ich vor elf Jahren hierher kam, habe ich die Wilderer selbst gejagt. Dabei kam es auch schon mal zu der ein oder anderen brenzlichen Situation, schließlich haben die Wilderer Waffen.“

Tilo Nadler fordert eine bessere Ausrüstung für die Ranger: „Die Wilderer haben auch Waffen und Funkgeräte. Wenn die Kiem Lam überhaupt eine Chance haben wollen, dann brauchen sie eine gleichwertige Ausrüstung.“ Nach Meinung des deutschen Naturschützers sollten die Entwicklungshilfegelder besser in die Rangerarbeit investiert werden anstatt in die landwirtschaftliche Entwicklung. „Man sollte den Menschen, die in den Naturschutzgebieten leben, nicht noch einen Anreiz bieten, dort wohnen zu bleiben. Dann ziehen doch immer mehr Menschen dorthin. Die holen sogar ihre Verwandten aus den Städten, weil sie Schweine, neue Reissorten oder eine Schule von den Entwicklungshelfern bekommen haben.“ Nach Meinung von Tilo Nadler haben die Reisbauern in den Naturschutzgebieten viel zu viel Zeit. „Wenn sie nichts zu tun haben, dann gehen sie eben in den Wald, also müssen wir dafür sorgen, dass die Bauern beschäftigt sind.“ Das ginge am besten, wenn die Bauern einer geregelten Arbeit nachgingen, beispielsweise in den Fabriken. Fabrikarbeiter arbeiten in Vietnam in der Regel sieben Tage die Woche. Da bleibt wirklich keine Zeit, um im Wald Holz zu schlagen oder seltene Tiere zu jagen.

Aber mir gefällt der Gedanke nicht, dass die freundlichen Menschen in den Dörfern am Fließband stehen sollen. Das würde ihrer Kultur endgültig den Garaus machen. Die meisten gehören zu ethnischen Minderheiten, wie den Muong, den Thai, den Ede oder Hmong. Sie sprechen zwar alle vietnamesisch, haben aber einen völlig anderen kulturellen Hintergrund als die Kinh, die 80 Prozent der vietnamesischen Bevölkerung ausmachen. Wenn die Minderheiten unter sich sind, sprechen sie ihre eigene Sprache, viele tragen auch im Alltag noch die traditionelle, oftmals selbst gewebte Kleidung. In Hanoi hat bereits der Ausverkauf ihrer Kultur begonnen. Dort bieten etliche Geschäfte traditionelles Kunsthandwerk an. Bei den Minderheiten, die oft keine Vorstellung von dem Wert des Geldes haben, kommt von den Einnahmen vermutlich nicht sehr viel an. Und nun sollen diese Menschen also auch noch in die Fabrik.

Irgendwie hat der lange Kampf gegen Wilderei, illegalen Holzhandel und Korruption Tilo Nadler zermürbt. „Es ist letztendlich nicht das Geld, das dem Naturschutz in Vietnam fehlt, sondern das Bewusstsein.“ Er berichtet von einer Naturschutzorganisation, die den Zollbeamten an der Grenze zu China bessere Löhne finanzierte. Die Zöllner bekamen 500 Dollar im Monat. Das ist für vietnamesische Verhältnisse ein gigantisches Einkommen. Die höheren Löhne sollten die Beamten dazu bewegen, den illegalen Tierhandel einzudämmen, anstatt immer nur Bestechungsgelder von den Tierschugglern zu kassieren. Nach Angaben von Tilo Nadler hat all das so gut wie nichts gebracht: „Den Vietnamesen geht es nicht darum, ein gutes Einkommen zu haben. Ein Vietnameser, der wenig hat, will mehr haben und einer, der viel

hat, will noch mehr haben. Wenn die Entwicklungshelfer den Menschen alternative Einkommensquellen anbieten, dann ist das für die Vietnamesen keine alternative, sondern nur eine zusätzliche Einkommensquelle. Die Dorfbewohner werden weiter im Wald jagen und Holz schlagen, und die Zollbeamten nehmen weiterhin Bestechungsgelder an.“ Wenn das zutrifft, dann wäre die Arbeit von Gabriele Prinz in Pu Luong völlig überflüssig. Irgendetwas muss aber getan werden, wenn die einmalige Natur Vietnams überleben soll. Tilo Nadler kennt da nur eine Vorgehensweise: „Es hilft alles nichts. Wir müssen die Gebiete abriegeln und die bestehenden Gesetze strenger durchsetzen. Dazu brauchen wir mehr und besser ausgebildete Ranger mit einer guten Ausrüstung. Außerdem müssten die Befugnisse der Ranger erweitert werden, damit sie die Wilderer selbst verhaften können.“

Diese Strategie bezeichnen Naturschützer als „Law-Enforcement“¹. Sie steht im krassen Gegensatz zum sogenannten „Community based Management“² oder den „Awareness Programmen“³ von ENV, bei denen mit den Menschen gearbeitet wird, damit sie selbst erkennen, wie schützenswert ihre Natur ist. Aber ein Bewusstsein für Naturschutz zu schaffen, braucht Zeit, und die haben vor allem die seltenen Affen Vietnams nicht mehr. Von den Pandalanguren, den Cat-Ba-Affen und den Stumpfnasen-Tonkin-Affen leben nur noch wenige hundert Tiere. All diese Affen könnten schon in den nächsten Jahren ausgestorben sein.

Ich spaziere mit Tilo Nadler noch ein wenig durch die langen Reihen geräumiger Käfige. Die meisten der Tiere darin haben eine schreckliche Geschichte hinter sich. Der deutsche Naturschützer vertritt ihre Interessen nun schon seit mehr als zehn Jahren. Für sie hat er sein Land, seine Familie und seine Freunde hinter sich gelassen. Und trotzdem muss er ständig mit ansehen, wie immer mehr dieser einzigartigen Tiere in der freien Wildbahn aussterben. Tilo Nadler hatte nie geplant ein Zoodirektor zu sein. Aber wenn die Entwicklung so weiter geht wie bisher, dann ist der einzige Ort, an dem Tiere wie der Pandalangur überleben, sein Rettungszentrum im Cuc Phuong Nationalpark.

Abgesehen vom Primatenzentrum ist Cuc Phuong ein gutes Beispiel dafür, wie wenig ernst der Naturschutz in Vietnam genommen wird. Mitten durch den Park führt eine asphaltierte Straße. Dadurch können alle Besucher mit Bussen oder geliehenen Motorrädern einfach und schnell zum Zentrum des Nationalparks gelangen. Dort gibt es ein großes Schwimmbad, dessen

¹ Rechtsdurchsetzung

² Naturschutzmanagement auf Gemeindeebene

³ Bildungsmaßnahmen, die ein Bewusstsein für Naturschutz schaffen sollen.

Wasser ziemlich stark mit Algen belastet ist. Außerdem befindet sich dort ein Restaurant, das leicht mehrere hundert Personen bewirten kann. Und das ist auch notwendig, denn beinahe jede Schulklasse in Vietnam macht einmal einen Ausflug in den Cuc Phuong-Park. Aber auch auf Touristen aus Japan oder Hongkong will das Parkmanagement vorbereitet sein. Es gibt an verschiedenen Orten im Park Unterkünfte in allen Preisklassen und natürlich auch Karaoke Bars. Und direkt hinter dem Eingang zum Park heben Bagger gerade einen See aus – als ob es nicht schon genug Mücken gäbe in Cuc Phuong. Auch am Ufer dieses künstlichen Sees entstehen neue Unterkünfte. Die Asiaten, die hier ihre Ferien verbringen werden, mögen es bequem. Deswegen sind die Hauptwege im Cuc Phuong Park wahrscheinlich auch asphaltiert. Immerhin verläuft man sich dann nicht so leicht. Auch mein Fotograf und ich wandern zu den berühmten tausendjährigen Bäumen, und die sind wirklich beeindruckend – jedenfalls, wenn man sich so hinstellt, dass man die betonierten Picknickplätze rundherum nicht sieht. Ich wandere ein bisschen abseits der befestigten Wege und entdecke unmittelbar hinter einem tausendjährigen Baum eine kaum versteckte Müllkippe. Ich fange an Tilo Nadler zu verstehen: Den Vietnamesen scheint der Naturschutz tatsächlich ziemlich egal zu sein.

8. Conservation Cowboys

Nach einigen Wochen in der Wildnis bin ich beinahe froh wieder in Hanoi zu sein. Die Stadt kommt mir auch schon gar nicht mehr so laut vor. Stattdessen genieße ich die fantastischen und preisgünstigen Restaurants. Zumindest wenn es ums Essen geht, hatten die französischen Kolonialherren einen guten Einfluss auf Vietnam. Keine Frage, in Hanoi lässt es sich gut leben. Vielleicht auch ein Grund, warum die meisten internationalen Entwicklungshilfe- und Naturschutzorganisationen hier ihre Büros haben. In einem zentral gelegenen Altbau hat FFI, Fauna & Flora International, ihr Hauptquartier. FFI ist eine britische Naturschutzorganisation, die in Vietnam sehr aktiv ist, und das liegt an den beiden Conservation Cowboys. „Conservation“ ist der englische Ausdruck für Naturschutz. Den betreiben Robert Primmer und Frank Momberg nach Meinung einiger ihrer Mitarbeiter eben in „Cowboy-Manier“. Solange sie damit erfolgreich sind, soll mir das recht sein.

Ich bin den beiden zum ersten Mal begegnet, als sie im Horizon Hotel in Hanoi für das Ökotourismus Projekt in Pu Luong geworben haben. Der deutsche Südostasien-Direktor von FFI, Frank Momberg, ergriff sofort die Gelegenheit, eine deutsche Journalistin für seine Zwecke einzuspannen. Ich habe nichts dagegen, solange ich dadurch auf interessante Themen und

Projekte stoße. Innerhalb von weniger als fünf Minuten entwickelt er sieben Ideen, was ich noch alles machen könnte in Vietnam. „Wie, Du hast nur noch zwei DAT-Kassetten für Deine Interviews. Kein Problem, wir besorgen Dir welche. In Hanoi ist alles möglich. Verschieb schon mal Deinen Flug, hier gibt es noch soviel zu tun.“ Frank Momberg ist eindeutig ein Visionär. Aber das muss man vermutlich auch sein, wenn man als Naturschützer in einem Land wie Vietnam etwas erreichen will. Der deutsche Biologe hat ganz alleine die ersten FFI-Projekte in Vietnam ins Leben gerufen.

Über seine Erfahrungen will er mir in einem Interview im FFI-Hauptquartier berichten. Ich will wissen, wie er die Situation in Vietnam einschätzt: Die Vietnamesen haben doch die wahrscheinlich besten Naturschutzgesetze in Asien. Es gibt so viele Naturschutzgebiete und Nationalparks. Ist es nicht ermutigend, soviel Engagement im Land selbst vorzufinden? Frank Momberg sieht das ganz anders: „Sicher, die Naturschutzgesetze in Vietnam sind sehr gut. Nur leider fehlt es an Mitteln und Personal sie auch durchzusetzen. Wirklich erfolgreiche Projekte allein von vietnamesischer Seite gibt es kaum. Und auch ausländische Organisationen haben es schwer, hier überhaupt eine Genehmigung für Projekte zu bekommen. Vietnam ist eben immer noch ein kommunistisches Land. Deswegen arbeiten hier viel weniger Naturschutzorganisationen als in einigen Nachbarländern.“

Letztendlich bestätigen Frank Mombergs Aussagen nur meine bisherigen Beobachtungen im Laufe meiner Reise: „Das größte Problem ist wirklich das Konsumverhalten. Wildtiere sind gerade bei der jetzt neu entstehenden Mittelschicht angesagt – ob nun eingelegt in Reiswein oder als Balsam. Meist wird ihnen eine Wirkung als Aphrodisiaka zugeschrieben. Am besten wäre es wahrscheinlich, wenn man Viagra hier besser vermarkten würde.“

Die meisten Vietnamesen interessieren sich nicht für die einmalige Natur in ihrem Land. Für sie ist ein Langur vor allem ein Stück Fleisch, das sich zu traditioneller chinesischer Medizin verkochen lässt. Bleibt als Ausweg also doch nur die konsequente Abriegelung der Naturschutzgebiete? Ist die Verteidigung seltener Tierarten mit Waffengewalt wirklich die einzige Lösung? Der FFI-Chef sieht die Situation nicht ganz so streng: „Sicher die Mehrzahl der Vietnamesen interessiert sich vor allem für ihr eigenes wirtschaftliches Vorankommen. Aber sie haben auch einen Vorteil: Sie sind sehr stolz und sehr diszipliniert. Wenn es gelingt, in den Vietnamesen den Stolz auf ihre Naturschutzgebiete zu wecken, dann setzen sie auch alles daran, diese Regionen zu schützen.“ Frank Momberg kennt auch ein FFI-Projekt, bei dem dieses Konzept bereits erfolgreich war: Die Stumpfnasen-Tonkin-Affen leben im Nordwesten-Vietnams. Ihre Beschützer sind die Dorfbewohner, die am Rande ihrer Wälder leben. Ich muss dieses Projekt unbedingt besuchen.

Aber zunächst bin ich noch mit Robert Primmer verabredet. Als FFI-Koordinator für die Primaten kennt er natürlich auch die Stumpfnasentonkin Affen sehr gut. „Bei diesem Projekt konnten wir mit sehr wenig Geld schon in zwei Jahren unglaublich viel erreichen.“ Er verspricht mir, bei den dortigen Behörden alles für meine Anreise zu organisieren. Das Naturschutzgebiet liegt an der Grenze zu China, direkt neben der Provinzhauptstadt Ha Giang.

Dort und in anderen Projektgebieten stößt der Tierschützer immer wieder auf ein Problem: „Korruption ist vielleicht das größte Hindernis für den Naturschutz in diesem Land. Dabei wird Korruption hier nicht als Korruption wahrgenommen. Es ist quasi ein normaler Bestandteil des ganzen Geschäfts. Wenn jemand beispielsweise einen Job als Ranger bei der Forstbehörde haben möchte, dann funktioniert das wie folgt: Seine Familie muss Verbindungen zur Forstbehörde haben, dann gibt seine Familie diesem Verwandten oder Bekannten ein Geschenk in Form von Geld. Aber auf diesen Job bewerben sich zehn Leute, und wer immer die engste Beziehung zu dem Forstbeamten hat und wer am meisten Geld rausrückt, bekommt letztendlich die Stelle. 20 Millionen Dong, über 1.000 Dollar kostet ein Job bei der Forstbehörde. Irgendwie muss dieses Geld natürlich wieder reinkommen. Also verkauft ein Ranger das Holz, das er gerade konfisziert hat, wieder zurück an den Holzschmuggler.“

Rob Primmer hat auch in Botswana, Südafrika und Mosambik gearbeitet. In Afrika war er jedoch einen ganz anderen Umgang mit Korruption gewöhnt: „Wenn man ein Projekt in Afrika machen möchte, dann sagt der zuständige Afrikaner einem wahrscheinlich: „O.k., Du willst hier ein Projekt machen, das so ungefähr 20.000 Dollar kostet. Gut und schön, ich will 5.000 Dollar davon auf meinem Konto sehen.“ In Vietnam läuft das ganz anders. Wenn wir ein Projekt machen, bekommen wir gesagt „wir brauchen einen Lohn für den und ein bisschen für den, ach ja, und der hilft uns auch, also müssen wir ihn auch bezahlen“. Am Ende ist kaum noch etwas übrig. Sie saugen das Geld aus den Projekten heraus. Aber niemand würde das als Korruption bezeichnen. Unsere Kulturen sind so unterschiedlich. Wir hätten keine Chance, würden wir versuchen, die Korruption hier im Lande zu beenden, denn Korruption wird von uns und den Vietnamesen ganz unterschiedlich wahrgenommen. Für die Vietnamesen ist sie ein Bestandteil des Systems, den sie niemals als Korruption bezeichnen würden. Wir müssen uns leider sehr oft diesem Denken anpassen und die Korruption quasi in unsere Projekte einplanen. Für uns ist es Korruption, für die Vietnamesen nicht, so einfach ist das.“

Die Korruption ist in Vietnam also ein großes Problem für den Naturschutz. Allerdings hat Robert Primmer inzwischen auch gelernt, wie er die Sitten im

Lande nutzen kann, um die Interessen des Naturschutzes durchzusetzen: „Oft bringen wir einfach nur einen Ball ins Rollen. Wir feiern mit den Menschen, singen dann Lieder über den Wald und erzählen ihnen wie einzigartig der Affe in ihrem Wald ist. Dann fragen wir sie, wie sie diesen Affen retten wollen. Die Menschen entwickeln dann von ganz alleine eine Strategie und stellen Regeln auf. Wir müssen sie nur bei der Durchführung unterstützen. Wenn sich jemand nicht an die selbst aufgestellten Regeln hält, dann verliert er sein Gesicht. Und das will kein Vietnameser.“ Wenn Wilderei und illegaler Holzeinschlag Gesichtsverlust bedeuten, dann hat der Naturschutz in Vietnam eine Chance.

Für Robert Primmer war das Leben in Asien eine Umstellung. In seiner Heimat Südafrika musste er keine Rücksicht auf das „Gesicht“ seines Gegenübers nehmen. In Vietnam – wie überall in Asien – sind die Regeln der Höflichkeit jedoch wichtig, wenn man etwas erreichen will. Außerdem dauert es eine Weile mit den örtlichen Hierarchien vertraut zu werden. Das musste Robert Primmer feststellen, als er die zuständigen Ranger des Naturschutzgebietes um Ha Giang davon überzeugen wollte, gegen den illegalen Holzeinschlag vorzugehen. Nach einem Seminar sollten die Beamten in der Praxis zeigen, was sie gelernt hatten. Nachts machte sich Conservation Cowboy Rob zusammen mit einigen Beamten auf zu einer Straße, über die das Holz in der Regel transportiert wurde. Bewaffnet mit Taschenlampen versteckten sich alle im Gebüsch. „Sobald sich irgendein Gefährt näherte, fingen die Kiem Lam sofort an viel Lärm zu machen und mit ihren Taschenlampen herumzuwedeln.“ Robert Primmer fand erst allmählich heraus, was vor sich ging. Die Forstbeamten fühlten sich gar nicht befugt, jemanden wegen des illegalen Holzhandels festzuhalten. Erst als Robert Primmer einen Professor für Forstwirtschaft aus Hanoi kommen ließ, der die meisten der Beamten ausgebildet hatte, ließen sie sich von dieser Respektperson überzeugen.

Inzwischen hat sich Robert Primmer daran gewöhnt, dass er manchmal nur auf Umwegen etwas für die seltenen Affen erreichen kann. Seine Ungeduld hat er allerdings nicht verloren. Und die ist auch berechtigt. Denn für die meisten seltenen Affenarten Vietnams ist es bereits fünf vor zwölf. Trotzdem träumt der Tierschützer davon, auch den seltensten Affen der Welt zu retten.

Von den östlichen schwarzen Schopfgibbons existieren nur noch gut 20 Tiere im Grenzgebiet zwischen China und Vietnam. Gibbons sind Menschenaffen. Trotzdem ist das Interesse an ihnen bei Wissenschaftlern und Laien gleichermaßen begrenzt. Dabei sind die Tiere nicht nur elegante Kletterkünstler, die sich mit ihren langen Greifarmen geschickt durch das Geäst hoher Bäume hangeln. Sie sind auch hervorragende Sänger. Häufig

singen Weibchen und Männchen im Duett. Das festigt die Paarbeziehung, die oft ein Leben lang andauert. Der Gesang des östlichen schwarzen Schopfgibbons wird in den Wäldern des nordöstlichen Vietnams vermutlich nicht mehr lange zu hören sein. Aber Robert Primmer will alles versuchen, um den Menschenaffen zu retten: „Wenn wir ausreichend Mittel hätten, dann könnten wir den östlichen schwarzen Schopfgibbon tatsächlich retten.“ Am liebsten würde der Naturschützer sofort selbst zu den Gibbons fahren und jeden einzelnen Affen eigenhändig mit der Pistole gegen Wilderer verteidigen. Aber er weiß auch, dass das unmöglich ist. Stattdessen hofft er auf Wissenschaftler, die daran interessiert sind, eine Population zu studieren, die gerade einen so genannten „genetischen Flaschenhals“ durchläuft. Von einem „genetischen Flaschenhals“ sprechen Experten, wenn eine Tierart durch eine Umweltkatastrophe oder eine Seuche sehr plötzlich auf wenige Individuen geschrumpft ist. Die Gene dieser wenigen Individuen stellen dann das einzige Reservoir dar, aus dem sich die Population bei ihrem Wachstum bedienen kann. Ein genetischer Flaschenhals lässt sich auch Generationen später im Genpool einer Tierart nachweisen. Dann sind sich alle Individuen untereinander genetisch sehr ähnlich, da sie alle von wenigen Ahnen abstammen. Von den östlichen schwarzen Schopfgibbons gibt es allerdings nur noch so wenige Tiere, das bereits jetzt die Gefahr von Inzucht besteht. „Nur wenn wir den Lebensraum der Tiere sofort abriegeln und den Tieren so viel Ruhe wie möglich geben, haben wir eine Chance, sie zu retten. Denn dann würden sie wieder anfangen, Nachwuchs zu zeugen und der genetische Flaschenhals blieb auf wenige Jahre beschränkt“, ist sich Robert Primmer ganz sicher.

Zu gerne würde ich den seltensten Affen der Welt in seinem Lebensraum besuchen, aber meine Anwesenheit würde die Ruhe der Tiere stören, und das kann ich nicht verantworten. Also beschließe ich, gemeinsam mit dem FFI-Koordinator für Primaten die Stumpfnasen-Tonkin-Affen in Ha Giang zu besuchen. Ob es mir diesmal endlich gelingen wird, einen der seltensten Affen der Welt in freier Wildbahn zu sehen?

9. Auf der Suche nach den Stumpfnasen

Ich kann nicht behaupten, man hätte uns nicht gewarnt. Die Straße von Hanoi nach Ha Giang ist eine einzige Schlammrippe. Ohne Vierradantrieb geht hier gar nichts. Der Bus fährt schon seit einigen Tagen nicht mehr. Kurz vor Ha Giang ist unsere Fahrt vorzeitig beendet. Eine Brücke, der einzige Weg zur Provinzhauptstadt Ha Giang, ist eingestürzt. Also setzt unser Fahrer mich und den Fotografen Stephan Fengler samt Gepäck ab.

Da stehen wir nun: mitten im Matsch, als Fremde erkennbar und folglich eine gute Einnahmequelle. Wie sich herausstellt, gibt es eine schwimmende Behelfsbrücke aus Bambus, über die wir den Fluss überqueren können, allerdings nicht ohne einen recht großzügigen Obolus zu entrichten.

Am anderen Ufer müssen wir noch eine Weile durch den Schlamm laufen bis wir ein Taxi erreichen, das uns zum Hotel bringt, in dem wir uns mit Robert Primmer treffen. Er hat überraschende Neuigkeiten. In einem benachbarten Hotel hat er einen jungen Gibbon entdeckt, der in einem Vogelkäfig unter erträglichen Bedingungen gehalten wird. Die Geschichte dieser Entdeckung sagt einiges darüber aus, wie wenig Vietnamesen über Tierschutz wissen: „Ich kam zufällig mit der Hotelbesitzerin ins Gespräch“, berichtet Robert Primmer. „Sie wollte schließlich wissen, was ich beruflich in Vietnam mache. Ich erzählte ihr, dass ich für eine Naturschutzorganisation arbeite. Da wurde die Frau ganz aufgeregt und sagte, sie müsse mir unbedingt etwas Interessantes zeigen. Ganz stolz präsentierte sie mir dann einen geschundenen kleinen Gibbon.“ Offenbar war der Dame nicht klar, dass die Haltung einer bedrohten Tierart in Vietnam verboten ist. Am nächsten Morgen sollten die Kiem Lam von Ha Giang den Gibbon konfiszieren. Das lokale Fernsehen und eine Radiostation wollten einen Bericht darüber machen. Außerdem sollten Stephan und ich das ganze in Ton und Bild festhalten.

Als wir am nächsten Morgen bei der Forstbehörde von Ha Giang ankamen, war jedoch alles schon geschehen. Das lokale Fernsehen und die Radiostation hatten auch keine Chance für einen Bericht erhalten. Dabei wäre das eine gute Gelegenheit gewesen, die Bevölkerung über Tierschutz zu informieren. Die 100 Millionen Dong Geldstrafe, die die Hotelbesitzerin nun aufbringen muss, hätten sicherlich abschreckend gewirkt.

Aber mit Medienrummel wäre die Aktion für den kleinen Gibbon sicherlich noch stressiger geworden. Völlig verängstigt hockt das abgemagerte Tier in seinem Käfig. Mit großen Augen schaut es ängstlich in die Runde und fängt an zu schreien, sobald jemand eine unbedachte Bewegung macht. Seine Haut ist rissig. Wahrscheinlich hat es nicht genug zu trinken bekommen. Aber auch das Wasser, das Robert Primmer, ihm mit einer Wasserflasche einträufelt, läuft größtenteils daneben. Keine Frage, der kleine Gibbon muss so schnell wie möglich nach Cuc Phuong zu Tilo Nadler. Nur dort kann er gerettet werden.

Der FFI-Koordinator für Primaten will noch am selben Tag mit seinem eigenen Jeep zu der gut zehnstündigen Fahrt aufbrechen. Das bedeutet allerdings auch, dass wir alleine nach den Stumpfnasen-Tonkin-Affen suchen müssen. Robert Primmer will uns einen der so genannten „Community Ranger“ zur Seite stellen. In seinem Haus sollen wir übernachten, bevor es dann früh am nächsten Morgen hinauf auf den Berg geht. Dort leben die

Stumpfnasen-Tonkin-Affen in einem nur schwer zugänglichen Waldgebiet.

Am Abend erzählt uns unser Gastgeber nach etlichen Gläsern Reisschnaps, wie sich sein Verhältnis zu den Affen im Laufe der Jahre verändert hat: „Früher waren die Affen für uns nur Fleisch. Wir haben sie gejagt, weil wir hungrig waren. Aber jetzt wissen wir, dass diese Affen etwas Besonderes sind. Deswegen gehen wir jetzt auch regelmäßig in den Wald, um aufzupassen, dass auch niemand anders sie jagt oder ihnen die Bäume wegnimmt.“ Ich will wissen, wie es war, als er zum ersten Mal einen Tonkin-Affen gesehen hat: „Oh, es sind sehr schöne Tiere. Sie sind ziemlich groß für einen Affen und haben ein blaues Gesicht. Früher habe ich sie nie gesehen. Sie waren immer oben in den Bäumen und sind geflüchtet sobald sie einen Menschen sahen. Aber jetzt sind Affen und Menschen Freunde. Sie bleiben einfach oben in den Bäumen sitzen und schauen zu uns herab, wenn sie uns sehen. Das ist wirklich ein sehr schönes Erlebnis.“

Die einzigen scharfen Fotos, die es von einem Stumpfnasen-Tonkin-Affen gibt, stammen von einem Jungtier, das in ziemlich üblem Zustand in Tilo Nadlers Rettungszentrum ankam. Es starb nach wenigen Tagen. Auf den Bildern, die der deutsche Tierschützer von dem Jungtier machte, ist erkennbar, wie schön diese Affenart ist. Das Gesicht ist blau von hellem Fell umgeben. Die Stumpfnasen-Tonkin-Affen sehen ein wenig unnatürlich aus, als wären sie nicht von dieser Welt. Sie ähneln vielleicht am ehesten den Ewoks aus der Star Wars Trilogie. Ohne Frage zählen sie zu den größten Affen Vietnams. Deswegen kann ich sie wahrscheinlich auch dann noch sehen, wenn sie hoch oben in den Bäumen sitzen.

Am nächsten Morgen brechen wir früh um sechs Uhr ohne Frühstück auf. Nach einer kurzen Wanderung durch das Dorf beginnt unser Aufstieg. Die Wege sind erstaunlich gut, allerdings geht es konstant bei einer Steigung von 30 bis 45 Grad bergauf. Nach knapp drei Stunden erreichen wir eine kleine Hütte. Das ist also die Forschungsstation von FFI. Der britische Wildlife-Fotograf Terry Whittaker lebt dort gerade. Als wir ankommen, ist er allerdings mit seinem Führer im Wald unterwegs. Nur sein Koch ist da. Er berichtet uns, dass Terry in ein paar Stunden zum Essen zurück sein will. Also machen wir uns auch auf den Weg in den Wald.

Dass das Vorankommen so schwierig sein würde, hatte ich allerdings nicht erwartet. Obwohl die Vegetation sehr dicht ist und uns riesige Bäume umgeben, besteht der Untergrund nicht aus Erde. Wir gehen ständig über scharfe Felsen. Sie sind glitschig und von Moos bewachsen. Dabei wird unser Gepäck zu einem Problem. Ich habe ein Reportagegerät mit mehreren Mikrofonen für Tonaufnahmen dabei und Stephan schleppt zwanzig Kilo Kameraausrüstung mit sich herum. Nach gut zwei Stunden bin ich komplett dehydriert und weiß, dass ich eigentlich dringend umkehren müsste, aber

wir haben immer noch keinen Affen gesehen. Also versuche ich von unserem Führer zu erfahren, wie weit es noch bis zu den Stumpfnasen ist. Wenn ich mein Wörterbuch richtig eingesetzt habe, dann lautete seine Antwort wohl: „In diesem Tempo vier Stunden.“ Weitere vier Stunden in dem Wald, das würde bedeuten, dass wir auf jeden Fall auch sechs Stunden für den Rückweg bräuchten. Schweren Herzens kehren wir also um.

Als wir endlich wieder bei der Forschungsstation ankommen, die eigentlich eine Hütte ist, ist auch Terry, der britische Wildilfe-Fotograf wieder da. Er hat heute auch noch keine Stumpfnasen-Tonkin Affen gesehen. Dabei will er die ersten Fotos von diesen seltenen Tieren in freier Wildbahn schießen. Das gestaltet sich allerdings schwieriger als erwartet. „Die Tiere sind zwar nicht scheu, aber sie leben soweit oben in den Bäumen, dass ich vom Boden aus keine guten Fotos machen kann. Wir brauchen eine Plattform in den Baumkronen, dann könnte ich wunderbare Bilder von diesen schönen Tieren machen.“ Als er merkt, wie enttäuscht wir sind, dass wir nicht mal aus der Ferne eine Stumpfnase gesehen haben, ist er verwundert: „Hat man euch denn nicht gesagt, dass man die Stumpfnasen jeden Morgen hier von der Hütte aus sehen kann?“ Nein, das hat uns keiner gesagt. Wir hätten einfach ein paar Stunden früher aufbrechen können, und dann gemütlich auf der Bank vor der Hütte Stumpfnasen-Tonkin-Affen in den Baumkronen beobachten können. Das wäre mit Sicherheit weit weniger anstrengend gewesen.

Am liebsten würden wir einfach eine Nacht hier oben bleiben. Aber das will unser Führer nicht. Er hat irgendwelche Verpflichtungen und muss dringend zurück. Außerdem ist die winzige Hütte mit dem britischen Fotografen, seinem Führer und seinem Koch bereits voll belegt. Wir haben also keine Wahl und müssen den Abstieg antreten, ohne einen Stumpfnasen-Tonkin-Affen erblickt zu haben. Die schöne Aussicht und der wunderbare Sonnenuntergang entschädigen ein wenig dafür.

10. Fazit

„Das Meer ist das Silber und der Wald das Gold Vietnams“, soll Ho Chi Minh einmal gesagt haben. Der Satz lässt eine hohe Wertschätzung dieses politischen Führers für die Natur seines Landes vermuten. Aber er macht auch deutlich, dass Wald und Meer in erster Linie als natürliche Ressourcen gesehen werden, die sich wirtschaftlich ausbeuten lassen, um daraus „Silber“ und „Gold“ zu machen.

Ein romantisches Naturerlebnis, wie wir Europäer es kennen, ist den Vietnamesen fremd. Das Wissen ist gering. Auch die Medien in Vietnam ver-

mitteln keine Informationen über die Biologie des Landes. Die Probleme im Umweltschutz sind erst recht kein Thema.

Dabei wären die meisten Vietnamesen stolz auf ihre Natur, wenn sie nur wüssten, welche Schätze sie beherbergt. Aber das Saola-Rind, der Stumpfnasen-Tonkin-Affe, der Vo Quy Fasan und der östliche Schopfgibbon sind den meisten Vietnamesen unbekannt. Dabei hätten diese seltenen Tierarten eine Chance zu überleben, wenn ihre Einmaligkeit ins Bewusstsein der Menschen gelänge. Das Beispiel der Dorfbewohner, die eine eigene Schutztruppe für den Stumpfnasen-Tonkin-Affen ins Leben gerufen haben, beweist das.

11. Nachtrag

Inzwischen sind die ersten Touristen im Dorf Koh Muong angekommen. Herr Nec wollte alles richtig machen und ihnen etwas ganz besonderes bieten. Also hat er Hund gekocht.

Im Auftrag von FFI hat ein Biologe nun begonnen, die Stumpfnasen-Tonkin-Affen zu untersuchen. Damit er die Tiere aus der Nähe beobachten kann, soll demnächst eine Plattform in den Baumkronen gebaut werden.

Auf dem Weltkongress der Primatologen in Turin haben die führenden Affenforscher der Welt erneut eine Liste der 25 am meisten vom Aussterben bedrohten Affenarten der Welt erstellt. Vietnam ist auf dieser Liste so häufig vertreten wie kein anderes Land, insgesamt fünfmal.

Auf demselben Kongress hat Tilo Nadler im August 2004 eine Untersuchung vorgestellt, der zufolge die Pandalanguren in zehn Jahren ausgestorben sein werden. Die Studien des deutschen Tierschützers brachten ein weiteres überraschendes Ergebnis: Die Pandalanguren werden in den Naturschutzgebieten stärker bejagt als in ungeschützten Wäldern. In den Nationalparks und in den anderen Schutzgebieten ist die Vegetation dichter, so dass Wilderer schwerer zu entdecken sind. Außerdem gibt es dort viel mehr Wild. Die ungeschützten, wildarmen Gebiete werden von den Jägern gemieden. Dort haben Languren und Gibbons also eher eine Chance, zu überleben. Angesichts solcher Beobachtungen fällt Tilo Nadlers Prognose für die Pandalanguren eher düster aus: „Zukünftige Generationen, werden diesen wunderbaren Affen wahrscheinlich nur noch aus Geschichtsbüchern kennen.“